

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 33

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher
Roman

von
Hans Rabl

5. Fortsetzung

Zweites Kapitel.

Nur noch die Weissen waren an Bord. Keuchend erreichte Lens die beiden andern. „Ich zuerst“, sagte er mit halber Frage. „Dann Fräulein Swarth — Sie dürfen aber nicht lange warten, sonst werde ich abgetrieben und kann Sie nicht auffangen —.“

„— am Schluss ich“, van der Stappen vermied es, seinen Steuermann anzusehen. „Los“, sagte er, und Lens sprang ab. Betje biss sich in die Lippen; sie zögerte. Obgleich sie wusste, dass die „Pinaja“ sehr bald zerbrechen musste, schien es ihr doch unmöglich, die festen Bohlen zu verlassen, sich in den gepeitschten Schaum da unten zu stürzen, der gegen den Schiffskörper andonnerte. Als van der Stappens Stoss sie ins Leere hinauswarf, schrie sie gellend auf.

Endlos, schien es Betje, schwammen sie; die „Pinaja“ lag weit hinter ihnen, doch nicht um eine Elle glaubte sie sich dem Strande näher. Sie ermüdete; ihr Kopf sank tiefer, sie begann Wasser zu schlucken. Als zum erstenmal eine Welle über ihr zusammenschlug, sie ganz vergrub und erst nach ein paar tödlich langen Sekunden wieder freiliess, war ihr Gesicht von Entsetzen verzerrt. Sie versuchte van der Stappen zuzurufen, sie könne nicht mehr. Der Lärm der Wellen, der ihrer nahen Bewusstlosigkeit als Geläut ungeheurer Glocken erschien, verschlang ihre Schreie. Van der Stappen drängte sich dicht zu ihr, schob sie halb auf sich. Sie klammerte sich fest, und mit einem naiven Vertrauen, das seinen Verstand ebenso erschreckte, wie es sein Gefühl rührte, stellte sie alle Bemühungen ein, überliess sich ihm völlig. Mit ein paar mächtigen Stössen war Pieter Lens heran, um zu helfen; van der Stappen wehrte ihn ab. Solange er's vermochte, wollte er sie allein schleppen — da sie in ihrer Not zu ihm gekommen war. Er sah sie nicht, fühlte nur um seinen Hals ihre Arme.

So geschah es, dass, während er sie mit selbst kaum geahnten Kräften weiterzerrte, sich in ihm ihr Bild wandelte; er wusste nichts mehr von der erfolgreichen Schriftstellerin, deren Selbstbewusstsein ihn geärgert, nichts mehr von dem New Yorker Flapper, dessen ironischer Flirt ihn verletzt, ja nicht einmal etwas von der abenteuerlustigen Reisegefährtin, deren Bitten und Wünschen er in unbegreiflichem Leichtsinn nachgegeben hatte; auf seinem Nacken ruhte ein hilfloses, zärtlich-junges Mädchengeschöpf, das er aus dieser tobenden Hölle bringen musste.

Als Lens mit wütender Kraft seinen Arm presste, fuhr Stappen zusammen. Er erschrak. Zuletzt hatte er sich wohl nur noch mechanisch bewegt, wie ein Motor, der bei erschöpfter Treibkraft immer noch ein bisschen mit Leerlauf weitersurrt. Er riss die Augen auf, in denen Salzwasser brannte. Ganz nahe vor ihm, in diesem ersten Augenblick des Erwachens doppelt furchtbar, reckte sich eine Wand gischtender Brandung bis an die Wolken. Ohne es zu wissen, hatte er das Korallenriff, das die Insel umzirkte, erreicht. Für eine Sekunde war er völlig benommen. Er fühlte sich von Lens gepackt und mit wildem Schwung in den Sog eines engen Durchlasses gerissen, durch den ein tosender Sturm

in die stillere Strandlagune fegte. Reissend wie ein Gebirgsbach war er, wirbelte ihn mit sich, warf seinen Körper schmerzhaft wider harte, scharfkantige Klötze, schleuderte ihn weiter. Er begann sich zornig zu wehren; dann plötzlich war das stille, warme, tragende Wasser der Lagune um ihn. Die Spannung wich. Er duldete es, dass Lens ihm das Mädchen abnahm. Hätte der Steuermann sich nicht, Grund unter den Füßen ertastend, aufgerichtet, um, Betje in den Armen, dem Ufer zuzuwaten, er hätte nicht zu schwimmen aufgehört, er hätte weiter rechten Arm, linken Arm vorgeworfen, zurückgezogen, solange, bis er am Ende im knapp metertiefen Wasser ertrunken wäre. Taumelnd tor kelte er hinter Lens her, und sobald jener das Mädchen unter der schattenden Krone einer mächtigen Bambuspalm e in den herrlich weichen, immer noch von der Sonne durchglühten Sand gebettet hatte, liess er sich neben sie fallen und schloss die Augen. Trotz der Vernichtung der guten alten „Pinaja“, die er fast wie einen Menschen geliebt hatte, bedauerte er im tiefsten Grunde seines Herzens nichts von allem, was sich an diesem Tage ereignet hatte.

Van der Stappen erwachte; jemand hatte seine Schulter berührt. „Ja —?“ fragte er träge, ohne sich zu regen, „was ist —? Wer —?“

Die Hand wich nicht, rüttelte stärker. „Wach doch schon auf, Jan!“ mahnte Lens' erregte, unsichere Stimme. „Du wirst gebraucht.“

„Geh nur wieder an Deck, Pieter“, knurrte Jan. „Ich bin sofort oben. Und mache bitte Licht.“

„Licht? Gibt's hier doch nicht, Jan! Erwinnere dich — du bist nicht mehr auf der „Pinaja“. Wir sind —.“

Ein leiser, unartikulierter Laut hiess ihn schweigen. „O ja“, sagte Jan endlich. „Jetzt weiss ich wieder alles.“

Pieter liess eine kurze Achtungsfrist verstreichen. „Du musst nach dem Mädchen sehen“, bat er dann. „Ich hätte dich nicht geweckt, wenn ich es nicht für dringend hielt.“

Ein neuer Komplex von eben erst Erlebtem riss sich auf. „Was ist mit ihr?“

„Ich weiss nicht — sie klagt über Schmerzen in der Seite. Auch fiebert sie. Etwas verstehst du doch von Medizin, nicht?“

„Noch weniger. Und wenn, dann wenigstens nicht von Frauen.“ Er stand schwerfällig auf; er hatte keinen Knochen, der nicht schmerzte. Vielleicht war es bei ihr nur das gleiche; aber konnte man davon fiebern? Ein paar Schritte weit liess er sich ziehen; dann blieb er stehen. „Hör mal, Pieter“, fragte er belegt, „wieviel — ich meine, wieviel Mann sind hier?“

„Sieben, ohne das Mädchen und uns beide“, antwortete Pieter so ruhig er konnte.

„Fehlen drei“, murmelte Jan.

„Einer von den Heizern soll nicht rechtzeitig heraufgekommen sein. Und Tudukku und Babi sind nach dem Absprung nicht mehr gesehen worden.“

„Man hätte mir das früher sagen müssen. Immerhin bin ich für die Leute verantwortlich —.“

„Auch du kannst sie nicht wieder lebendig machen, Jan. Und du warst zu erledigt für solche Mitteilungen.“

„Hattet ihr zu essen?“

„Es scheint viele Muscheln in der Lagune zu geben. Morgen will Bootsmann Ruruka irgendein Gerät zum Angeln herstellen. Nur Muscheln — das gibt nichts her.“

„Und sonst — sonst habt ihr nichts gefunden? Keine Kaninchen vielleicht, oder —?“

„Nicht einen Schwanz. Ein Stück landein hat Ruruka eine Sagopalme entdeckt.“

„Wunderbar. Von dem Mark können wir wenigstens zwei Wochen leben.“

„Könnten, Jan. Wenn wir eine Axt hätten, um die Palme zu fällen, und Feuer, um das Mark zu kochen.“

Jan antwortete nicht gleich. Als er's tat, sagte er nur: „Wir wollen uns jetzt beeilen. Wohin habt ihr sie gebracht?“

Am Fusse einer Felswand — in der Dunkelheit war nicht zu unterscheiden, ob sie aus der Lava eines Vulkans ge-

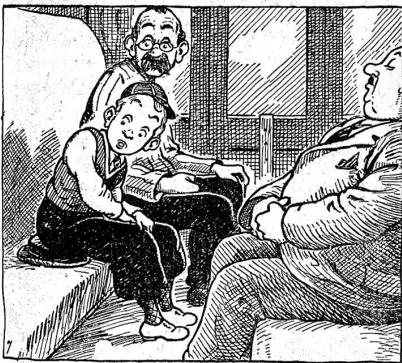
bildet war oder aus den winzigen Sterbehäusern zahlloser Korallentierchen — hatte ein kleiner Wasserfall, den die schweren Monsunregen verursacht hatten und der jetzt versiegt war, ein natürliches Bett aus feinstem Sand ausgewaschen; mannhoch bildete Alang-Alang davor eine dichte Wand scharfschneidender Stengel. „Hier“, sagte Pieter Lens und bog die Halme vorsichtig auseinander. Unwillkürlich blieb er zurück, während der andere durch die Lücke trat — als lasse er Arzt und Patient im Krankenzimmer allein.

Das Mädchen lag sonderbar steif und gerade auf dem Rücken, den rechten Arm eng an die Seite gepresst. Sie hatte unnatürlich glänzende Augen, der Atem ging rasch und flach. Jan neigte sich besorgt über sie. „Ich dachte“, flüsterte sie, „Sie würden nicht kommen. Ich bin froh, dass Sie da sind.“

„Warum sollte ich nicht —?“ fragte er und legte die Hand leise auf ihre brennende Stirn.

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

Von G. Th. Rotman
(Nachdruck verboten)
(1. Fortsetzung)



7. In dem Abteil, in das sie sich setzten, sass ein älterer, dicker Herr, der ein Schläfchen machte und sogar beim Halten des Zuges nicht erwacht war. Der Vater setzte sich ans Fenster, während Karlchen sich mit einem Bums neben ihm auf die Bank fallen liess. Wenigstens, so glaubte er; aber statt auf dem Polster war er auf der Angströhre des schlafenden Herrn gelandet...



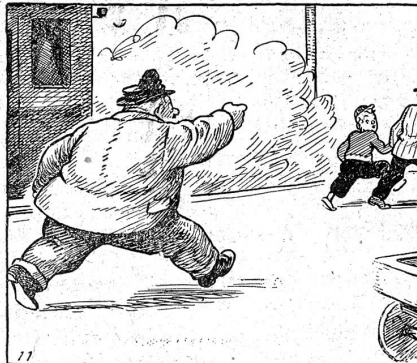
8. Karlchen wurde blass vor Schrecken. Der Hut war wie eine Ziehharmonika zusammengedrückt. Wie von der Tarantel gestochen, wechselte Karlchen den Sitz; er setzte sich auch ans Fenster, dem Vater gegenüber und schaute aufmerksam hinaus, als wisse er von keinem Hut in der Welt. Aber ach, wie graute ihm vor dem Augenblick, wo der Herr erwachen würde!



9. «Das wird mir schönes Geld kosten, wenn ich nicht achtgebe!», sagte sich der Vater. Kurz darauf fuhr der Zug mit heftigem Stoss über eine Weiche und der dicke Herr erwachte. Gleich wurde er rot bis hinter die Ohren und es fehlte wenig, so wären ihm die Augen aus den Augenhöhlen herausgesprungen! Stumm wie ein Fisch betrachtete er einige Augenblicke den geplätteten Hut...



10. Sodann wendete er sich an Herrn Krauseminze, der ja hart neben dem Hut gegessen hatte. «Sie haben es getan!», rief er aus, «ja, ja, man kann es Ihnen deutlich ansehen!», wiederholte er, rot vor Wut. «Mein Herr, das ist eine grobe Lüge!», rief Herr Krauseminze aus; «ich schwöre mit zehn Fingern, dass ich es nicht getan habe!» «Na, das werden wir ja sehen!», antwortete der dicke Herr; «sobald wir in der Stadt ankommen, rufe ich gleich den Bahnhofsvorstand herbei!»



11. Es war nicht schön, was Herr Krauseminze tat, aber der Mann hatte Angst; wer weiss, ob dieser dicke Herr vielleicht nicht irgend ein einflussreicher Geselle war, der ihnen noch viele Unannehmlichkeiten bereiten konnte! Ja, so feige war Herr Krauseminze, dass er, als der Zug hielt, schnell mit Karlchen davonrannte. «Hier bleiben! Stehen bleiben!», brüllte der Dicke.



12. Und wirklich, da Karlchen und sein Vater beim Ausgang die Fahrkarten vorzeigen mussten, holte sie der Dicke fast ein. Zum Glück aber musste auch er die Karten zeigen und wie er auch suchte, er konnte sie nicht finden! Ja, so lange musste er suchen, dass Karlchen und sein Vater schon längst von der Bildfläche verschwunden waren, als er seine Karte endlich gefunden hatte.

Sie drückte sie fest in die kühle Schale. „Sie wissen es doch, weil ich schuld bin, dass die „Pinaja“ verloren ist — und drei von Ihren Leuten gestorben —“

„Ich hab' Ihnen schon einmal gesagt“, fuhr er sie an, „Sie sollen sich nicht mit solchem Unsinn quälen. Lieber wollen wir sehen, was Ihnen fehlt.“

Van der Stappen war, ehe er die „Pinaja“ zu erstehen vermochte, lange Jahre als Junge, Matrose, Steuermann, endlich als Schiffer einer Zweimastbark auf zahllosen Strassen zwischen Singapore und Auckland, Papeete und Perth gefahren und dabei, wie alle Kapitäne dieser letzten Segelschiffe, ein leidlich geschickter Wundarzt geworden. In kühler Sachlichkeit, aus der man aber doch die kameradschaftliche Anteilnahme herauspürte, stellte er die notwendigen Fragen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht wies sie mit der rechten Hand auf ihren linken Arm, der wie ein lebloses Anhängsel am Körper herunterhing; nur die wachbleichen feinen Finger bewiesen mit ihrem Zittern, dass Leben darin war. Vorsichtig schnitt er den Ärmel des Kleides auf und untersuchte den Arm. Sie erzitterte unter seiner Berührung — sie versuchte, nicht zu schreien, vermochte aber ein Stöhnen nicht zu unterdrücken. „Der Arm ist gebrochen, mit Splittern, wie mir scheint“, stellte er sachlich fest. „Ist nicht schlimm, heilt schnell“, tröstete er, „Sie sind ja keine Grossmutter. Das ist mir auch schon zweimal passiert. Ich denke, es hat Sie bei diesem verdammt engen Durchlass zur Lagune gegen das Riff geworfen. Das halten die besten Knochen nicht aus.“

In Wirklichkeit war er nicht so ruhig. Es war nicht der gebrochene Arm, der ihn zutiefst beunruhigte. Was ihm nicht gefiel, das war die gehetzte Atmung, der überstürzte Puls, der Schüttelfrost. Das waren alles Anzeichen einer schweren Lungen- oder Brustfellentzündung.

Er wusste nicht, was aus Betje werden sollte, wenn seine Diagnose stimmte, ohne Pflege, ohne Arzt, ohne Medikamente. Er wagte nicht, die Gedanken zu Ende zu denken.

Doch er musste sich aufraffen. Vorerst galt es, den gebrochenen Arm zu behandeln. „Pieter“, schrie er, „ich brauche eine lange Verbandstoffbinde oder Schärpe, oder was weiss ich. Und rasch!“

„Jawohl, Kapitän“, antwortete Lens jenseits des Alang-Alang und hatte keine Ahnung, woher so etwas nehmen, bis ihm blasphemisch des Bootsmanns Ruruka Turban in den Sinn kam.

Dem Namen nach meist Mohammedaner, nehmen die alfurischen Bewohner der Molukken es weder mit dem Islam noch sonst einer Religion sonderlich genau. Ein Mann daher, der wie Ruruka die Hadsch, die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina, wirklich ausgeführt hat, ist fast ein Heiliger; der grüne Turban, den allein die Hadschis tragen dürfen, eine einzigartige Auszeichnung. Zudem verbietet der Prophet seinen Gläubigen, ihren Scheitel den Augen der Mitwelt zu entblößen. Grund genug, dass Pieter Lens, als er Rurukas Turban begehrte, zunächst auf erbitterte Ablehnung stiess. Erst nach einer gewichtigen theologischen Disputation erhielt er das köstliche Gewebe; ohne Verständnis, doch mit Begeisterung lauschten die übrigen Alfuren und murmelten Beifall, als Ruruka sich darüber verbreitete, dies alles wäre vermieden worden, wäre man seinen Warnungen, die Dämonen der Inseln betreffend, gefolgt. Lens brach die Unterhaltung ab, riss das unter viel Seufzern und Klagen abgewickelte Gewebe an sich und hastete zurück; vor der Alang-Alang-Wand stehenbleibend, hörte er Jans Stimme, die eine schamlose Lügengeschichte erzählte. Er musste lachen; wenn das Mädchen diese Geschichte in einer Zeitung schrieb, war Jans Ruf für immer vernichtet. „Hier ist Rurukas Turban“, rief er hinüber, „und ich glaube ausserdem, es war Windstärke zwölf, nicht nur elf.“

„Du schneidest eben immer auf“, tadelte Jan gelassen. „Danke übrigens!“ Unentwegt erzählend, als wollte er

Betje mit seinen Worten narkotisieren, wickelte er geschickt das lange Gewebe auf. „Es stellte sich also heraus, dass es kein blosser Orkan war, sondern ein Taifun. Wir waren gerade im Mittelpunkt der Trombe, und die riss uns mit, ohne dass wir sehen konnten wohin.“ Mit beruhigender Kraft und Sicherheit richtete er den Arm; das Mädchen verbiss tapfer den Schmerz, ohne indessen ein leises Wimmern unterdrücken zu können. „Acht Tage trieben wir so, ohne etwas zu sehen“, plauderte er weiter. „Dann platzte also die Trombe, wie das so geht. Auf unser Deck hagelte es Baumstämme, Boote, tote Hunde — sogar einen lebendigen Hammel, der scheusslich hungrig war. Wir auch; also blieb er's nicht lange.“ Geschickt band er Hadschi Rurukas Turban zum Verband. Sie hatte das Gesicht in die Beuge des rechten Arms vergraben, gab keinen Laut. „Wir sahen die Sonne zum erstenmal wieder, nach acht Tagen. Erst konnten wir es gar nicht glauben. Aber es war keine Täuschung: Der Wirbel, in dem wir staken, hatte um uns das Wasser so weit in die Höhe gezogen, dass es für unseren Tiefgang reichte. Und auf diese Weise“, behutsam bettete er Betje in den weichen Sand, „sind wir über die ganze Bahama-Bank weggetrieben worden, wo es unter normalen Umständen höchstens für eine Jolle Wasser genug gibt. Und jetzt sind wir fertig.“

Als sie sich nicht regte, zog er ihr sanft den Arm vom Gesicht. Blutig zeichnete sich auf dem weichen Fleisch der doppelte Bogen ihrer Zähne. „Aber, aber —“ murmelte er, „hat es so weh getan? Warum haben Sie dann nicht lieber ein bisschen geschrien?“

Sie schluchzte ein paarmal trocken auf. „Ich wollte nicht“, keuchte sie. „Und jetzt — will ich zu schlafen versuchen.“

„Ich werde bei Ihnen bleiben, ja?“

„Nein, nein!“ Sie schluckte. „Sie haben selbst Ruhe nötig. Und ich möchte allein sein. Danke — und gehen Sie, bitte.“ Sie sah ihn zögern, fuhr ihn heftig an: „So gehen Sie doch!“ Als das Alang-Alang hinter ihm raschelnd zusammenschlug, glaubte er, sie unterdrückt doch heftig weinen zu hören.

Am nächsten Morgen, nicht ganz früh, denn die Erschöpfung des Vortages schlug sie alle mit langem, todähnlichem Schlummer, sah van der Stappen wieder nach dem Mädchen. Sie lag noch so, wie er sie verlassen hatte, in einem Tiefschlaf, der beunruhigend einer Ohnmacht ähnelte. Er neigte sich über sie, betastete ihren Arm, um zu sehen, ob seine Bandage noch sitze. Wie gebrannt zog er die Hand zurück, zögerte kurz, und beim neuen Nachfühlen wurde er sicher, nicht er habe Rurukas Turban auf diese Weise befestigt. Er kannte die Art nicht, in der jetzt das Ende eingeschlungen war, sicher und unverrückbar haltend. Betje selbst? Undenkbar. Doch wer sonst, wer in aller Welt —?

Unwillkürlich, ja wider seinen Willen drangen alle Dinge in des jungen Mannes Bewusstsein, mit denen man ihn zu beschweren versucht hatte: jene Macht, die Ruruka „dämonisch“ nannte; jene Unbekannten, die Betjes Vertrauensmann und der „World Tribune“ in Makassar kurzweg als „Piraten“ bezeichnet hatten; er entsann sich der schönen Bewegung, mit der Herr Takkür, der Barbesitzer von Ambon, in südlicher Richtung eine Brieftaube entsandt hatte — und sie hatten damals alle so unvernünftig laut gesprochen, dass Herr Takkür sehr wohl die Kursänderung der „Pinaja“ erlauscht haben konnte; die unbegreiflichen Fehler seiner Seekarte fielen ihm ein — erklärbar kaum anders denn durch Veränderungen einer verbrecherischen Hand an den Landmarken. Von unbestimmten Ängsten geschüttelt, beschloss er, das Mädchen keine Sekunde mehr ohne Bewachung zu lassen. Er wusste selbst nicht, was er fürchtete — doch irgendwie im Umkreis schien ihm Gefahr zu brüten. Irgendwo hockte ein Unbekannter, der sich nicht sehen liess und selbst alles sah.

(Fortsetzung folgt)